

Das Sandpapier eines scheuernden Glaubens

Beobachtungen und Erfahrungen zu kirchlicher Sprache bzw. Sprachlosigkeit.

Trotz vielfältiger kirchlicher Bemühungen in der Liturgie, trotz Analysen, Umfragen und Pastoral-konzepten scheint die christliche Botschaft nur mehr punktuell Gehör zu finden. Die besten Entwürfe bleiben eben "neuer Wein in alten Schläuchen", wenn wir uns nicht entschiedener darauf besinnen, die Sprache der Menschen zu lernen. Und das heißt in einem ersten Schritt die eigene Sprachlosigkeit einzugestehen. (Redaktion von "Wort auf dem Weg". - Wir danken dieser für die Abdruckerlaubnis im St. Georgs-Blatt.)

"Gott ist im Himmel, du bist auf der Erde, also mach wenig Worte!" (Koh 5,1). So einfach, so klar; ein knapper Satz, ein kurzer Blick, und man kann wissen: zu reden wird schwer. Das Sprechen mag versuchen, eine Brücke zu sein - aber Brücken in den Himmel bauen? Das ist entweder naiv oder es ist arrogant. Und Himmelsleitern, die gibt es nur im Traum; außerhalb des Traums aber gilt: es geht nicht, sie kippt - wie unsere Rede, die so oft ins Leere geht und geschwätzig Stufe um Stufe erklimmt, aber ohne Halt.

"Du bist auf der Erde!"

Und auf der Erde, da gibt es verschiedene Welten. Kirchliche Sprache lebt in einer Welt, die hierzulande nur noch spärlich bevölkert ist. Ein grosser Teil der Bewohner/innen ist abgewandert, versucht ihr Glück anderswo. Ohne Reue die einen - kein bekümmertes Zurückschauen, gegangen aus freiwilligen Stücken, wie aus der Enge ins Weite; andere mit Wehmut - zu wenig, das sie hielt, und zu viel, das sie aufgaben. Die alte Heimat nicht mehr wärmend, eine neue aber nicht zu haben, nur zum Selbermachen.

Es gibt auch die, die blieben, die sich wohl fühlen, die hier leben wie in einem vertrauten Haus: Sie wissen, wo alles ist, sie hantieren problemlos mit den Gegenständen ihrer vertrauten Welt; sie putzen die Fenster, öffnen und schliessen ihre Türen für alles gibt es den rechten Ort und das rechte Wort für einen jeden Gegenstand. In diesem Haus haben sie einen sicheren Halt und ihr Gott einen festen Platz. Sie sagen ohne Probleme: Christus, der

Herr; sagen: Erlösung, Sünde, Heil, Auferstehung, ewiges Leben, Wiederkunft, Umkehr, Opfer, Gericht; sie sagen es, wie sie Stuhl sagen und Bett und Teller und Heizung.

Und es gibt die, die blieben, aber sie haben kein sicheres Haus. Vieles, das passt nicht mehr in ihre Hände, tut ihren Ohren weh, verletzt ihnen die dünne Haut und die Augen halten die Farben nicht aus. Das Haus ist kein wärmender Ort, sondern ein Hindernislauf, ein Sich-Reiben an falschen Worten wie an scharfen Kanten, an unbrauchbaren Vorstellungen wie an rauen Wänden.

Die alten Worte

Das Wünschen nicht verlernen, die Sehnsucht behalten, aber das rechte Wort gibt es nicht mehr. In diesem Dazwischen, auch da wird gelebt, nachgedacht, nach etwas gesucht, das weiterhilft. "Ich liebe die alten Worte, aber sie liegen jetzt tot in



mir", so beschreibt es der amerikanische Autor Updike.¹ Er ist nicht der Einzige. Die alten Worte, sie entstammen einer Welt, in der gab es: Die Wahrheit, die eine; in der gab es: „Ich glaube an...“, „Christus, unser Herr“, „Gott, der Allmächtige“, da gab es die Erlösung, das Heil, das Kommen des Reiches, die Auferstehung. Diese auf Fels gebaute christliche Welt zerfällt, löst sich auf im Klima der Moderne, das an den alten Gewissheiten nagt, stetig wie Wasser. Die Worte, die gibt es

noch, aber sie sind für viele leer, tote Überreste, abgestreifte Hüllen. Gott wird zum „guten alten Bekannten, mit dem sich frühere Generationen recht gut verstanden haben, woran entsprechende Zeugnisse heute noch erinnern“.²

Gott ist ein Fremder, eine Fremde geworden. Von Gott sprechen heißt eine Fremdsprache sprechen. Das war immer schon so, sagen die Theolog/innen. Gott der ganz andere, der Transzendente, der/die in unsere Begriffe nicht passt und nicht in unsere Bilder. Immer ist da noch ein Dahinter und Darüber hinaus, damit das Unaussprechliche nicht am Gängelband unserer Vorstellungen geht. Kohelet, beim Wort genommen, versetzte unser Sprechen immer nahe an die Grenze zum Schweigen. Ins Offene, in die kurze Berührung, in die Diskretion und Zurückhaltung.

Das Sprechen fällt den meisten Kirchenleuten nicht zu schwer, sondern zu leicht. Nicht Sprachlosigkeit, Beredtheit, scheint es, ist das Problem. Satz auf Satz, wie Stein auf Stein wird das Haus des Glaubens nachgebaut, in Gottesdiensten, Lehramtsschreiben, Hirtenbriefen - lückenlos, dicht, unangreifbar. Eine feste Burg ist unser Gott und das sieht man dem Glauben auch an. Behauptet sich - von Behauptung zu Behauptung, ungeachtet einer Welt, die ohne ihn auskommt, die andere Glaubenssätze murmelt, beschwört, verteidigt.

Was ist das Gegenteil von „Theolog“?, heißt es in einer Kurzsatire: Theo sagt die Wahrheit! Das ist böse und beschreibt doch das Zurückweisen kirchlicher Arroganz, Voreingenommenheit und oftmaliger Unfähigkeit zu sagen, was sie zu sagen hat, ohne zu belehren, ohne besserwisserisch zu sein und zu verurteilen, sondern sorgfältig, eingedenk der Vorläufigkeit aller Rede, immer auf der Suche nach dem genaueren Wort, dem verständlicheren Satz und einer Wahrheit, die im Bereich der Lebensbegabung der Menschen liegt. Es gibt Leute, die das tun, es gibt kirchliche Ereignisse, in denen das möglich wird. Es ist nicht das Alltägliche, sondern ein Beinahe-Wunder. Was die Regel ist: Es werden die alten Gebete gebetet, die alten Texte gesprochen und es ist eine Fremdsprache für viele und sie wird nicht übersetzt und dass man sie freiwillig lernt, wird vorausgesetzt.

Ein Mangel an Suche

Es fehlt nicht nur an der Anstrengung, neu zu sprechen, es fehlt auch am Bemühen, tragfähigere Vorstellungen zu entwickeln in einer Welt, die Gott los ist oder nicht mehr weiß, wo die Zeichen sind, denen sachdienliche Hinweise auf Göttliches zu entnehmen sind. „Jeder durchquert auf der Suche nach seinem Kanaan seine eigene Wüste“, schreibt der bulgarische Autor Angel Wagenstein.³ Das ist so, auch wenn man die eine und andere Strecke gemeinsam geht. Gäbe es diesen theologischen Respekt vor den je eigenen Wegen, diese kirchliche Zurückhaltung im Wissen, dass es die eine Wahrheit, die reine, nicht gibt, nicht in der zu verordnenden Art, dass sie ein Zuviel an Vorstellungen mit sich trägt, aber ein Zuwenig an Plausibilität, dass sie zu geschwätzig auf Fragen antwortet, die ganz anders gestellt werden - unter neuen Bedingungen, in einer neuen Welt, in der sich die alten Bilder von Gott mit den Vorstellungen der Moderne nicht vertragen: sie sind nicht kompatibel, nicht mit ihrer Technik, ihrer Wissenschaft, ihrer Kultur und ihrem selbst gemachten Glück.

„Wie schade“, schrieb Emile Cioran, „dass man, um zu Gott zu gelangen, durch den Glauben hindurch muss“⁴. Oder anders gesagt: Könnte man doch zu Gott gelangen ohne den Umweg über das Wort und den Begriff; könnte man zu Gott gelangen nur über Musik, über Bilder, Geschichten und den Glanz des Mondes auf dem Wasser. Aber vielleicht würde es auch schon reichen, nicht zu vergessen, dass entscheidend nicht ist, welchen Gott wir bekennen und mit welchen Worten und Theorien, sondern was für Menschen wir sein wollen, im Wissen, dass das eine das andere enthält. Und den grossen schweren Rest, den müsste man ab und zu beiseite lassen im Wissen, dass „wir alle Fischer im Dunkeln sind, im Sturm der Sinne und verrückten Ereignisse, und dass das Rucken am anderen Ende der Schnur geduldig herangeholt werden muss, mit Fingerspitzen, die empfindlich geworden sind durch das Sandpapier eines scheuernden Glaubens“⁵.

*Silvia Strahm Bernet
arbeitet an der ökumenischen Frauenkirchenstelle Luzern
und als freischaffende Theologin*

1) John Updike, Gott und die Wilmots. Hamburg 1998, Rowohlt (Seite 99). 2) J. Beutler/E. Kunz (Hrsg.), Heute von Gott reden. Würzburg 1998, Echter (Seite 10). 3)

Angel Wagenstein, Pentateuch oder die fünf Bücher Isaaks über das Leben des Isaak Jakob Blumenfeld in zwei Weltkriegen, drei Konzentrationslagern und fünf Heimatorten. Berlin 1999, Das Neue Berlin (Seite 143).

4) Emile M. Cioran, Syllogismen der Bitterkeit. Frankfurt a.M. 1980, Suhrkamp (Seite 53). 5) John Updike, Der Sonntagsmonat, Hamburg 1976, Rowohlt (Seite 126).